

Holt Meyer

**Šklovskijs Unentscheidbarkeit, Jakobsons *organizzazione combattiva*,  
Tynjanovs metaphorischer Nietzscheanismus, und das *happy end* (in) der  
Semiotik: Re- und Dekonstruktionen in neueren Arbeiten zum  
Formalismus und Strukturalismus (3. Teil: Stefan Speck)**

**Zwischen Šklovskij und de Man: Unentscheidbare Determinationen**

Die Einheitlichkeit des literarischen Werks ist  
wahrscheinlich ein Mythos

V. Šklovskij, „Ornamentale Prosa“

Ein literarischer Text behauptet und verneint zu-  
gleich die Autorität seiner eigenen rhetorischen  
Form.

Paul de Man, *Allegorien des Lesens*

Hat Ehlers das Problem der Unentscheidbarkeit beim wissenschaftlichen Einsatz der Metapher eher heruntergespielt, und Kujundžić es neben Parodie, Intervall, Maske, Monument u.a. in eine größere Begriffskonfiguration eingebettet, und Toman es im Zuge ‚ideologiekritischer Eindeutigkeiten‘ schlichtweg ignoriert bzw. weggedacht, so wird diese Konzeption zum Leitprinzip der Formalismusdarstellung Stefan Specks.<sup>1</sup>

Ist Kujundžić’ Leitgedanke durch das Denken Nietzsches (bzw. der Derridaschen Nietzschelektüre) bestimmt, so kann man in den Grundthesen der Arbeit Stefan Specks die Handschrift Paul de Mans lesen. Das ebenso einfache wie einleuchtende Leitprinzip Specks, dessen Grundzüge ich bereits angedeutet habe, kann aus zwei Perspektiven formuliert werden, und zwar einer methodologischen und einer wissenschaftshistorischen. Methodologisch formuliert lautet Specks Grundthese so: Den Positionen der frühen Phase des russischen Formalismus – im Gegensatz zu jenen des Strukturalismus und der (Kultur-)Semiotik – liegt jene Denkfigur zumindest implizit zugrunde, die ein halbes Jahrhundert später in den poststrukturalistischen Arbeiten Paul de Mans offen zu Tage tritt, nämlich die Unentscheidbarkeit, und zwar als Unentscheidbarkeit zwischen der „Determinations von unten“ und der „Determinations von oben“ (zu letzteren Termini und ihrer Herkunft gleich mehr). Wissenschaftshistorisch formuliert

<sup>1</sup> Specks Buch (*Von Šklovskij zu de Man. Zur Aktualität der formalistischen Literaturtheorie*, München 1997 – für die Angaben zu den anderen rezensierten Werken vgl. den ersten Teil meines Artikels) ist die überarbeitete Fassung einer am Institut für Literaturwissenschaft der Universität Stuttgart (Abteilung Neuere Deutsche Literatur) verfaßte Doktorarbeit. Die Doktorarbeit trug einen vom Buchtitel stark abweichenden Titel, nämlich *Ästhetik des Wortes oder Struktur des Sinns. Zwei Modelle formalistischer Literaturtheorie*. Mit der „Ästhetik des Wortes“ und der „Struktur des Sinns“ sind jeweils „Determinations von unten“ und „Determinations von oben“ gemeint.

könnte man sie auf folgenden Nenner bringen: Die chronologisch auf den Frühformalismus folgenden Strömungen des Strukturalismus (bzw. Funktionalismus) und Semiotik (bzw. Kultursemiotik) stellen keineswegs eine selbstverständliche und heilsame Korrektur von ‚fehlerhaften‘ Positionen der Frühphase dar, sondern schütten aufgrund einer sich immer mehr potenzierenden Manie der Ganzheitlichkeit Ansätze zu, die erst durch die Infragestellung des Strukturalismus durch Barthes und v.a. durch Paul de Man wieder freigelegt werden konnten.

Von diesem Grundgedanken geleitet, durchschreitet Speck die drei wissenschaftlichen Formationen, die den frühformalistischen Ansatz ‚zu Tode strukturiert haben‘, nämlich den tschechischen Strukturalismus, die sowjetische Semiotik und den französischen Strukturalismus. Während erstere beide Speck als zwei Seiten derselben hoffnungslos entwerteten Medaille betrachtet (und zwar einer solchen, auf die jeweils die Köpfe von Lotman und Mukařovský geprägt wurden), ist die letztgenannte Formation eine solche, die durch die Infragestellung der Einheit der Literatur (bei Todorov und Barthes) die Konsequenzen des frühformalistischen Diskontinuitätsdenkens ans Tageslicht gefördert hat.

Die letztgenannte Vorstellung der Einheit der Literatur, d.h. eines Wesens, das im ungemütlichen Klima der rigorosen Begriffshinterfragung unter dem Deckmantel des Begriffs „Literatur“ Zuflucht zumindest suchen wenn nicht finden kann, ist in gewisser Weise der Dreh- und Angelpunkt der Speckschen Argumentation. Nach seiner Wissenschaftshistoriographie ist es zumindest problematisch, die strukturalistische Funktionslehre (d.h. v.a. Mukařovskýs „ästhetische Funktion“) dort als einheitsstiftende Patentlösung einzusetzen, wo der Formalismus – und hier ist Tynjanov wieder einer der Hauptakteure, und zwar v.a. in seiner Arbeit mit den Genres – Diskontinuitäten nachgezeichnet hat.

Die Linie, die die Diskontinuität der Literatur konstituiert, wird entlang der Differenz zwischen „Determination von unten“ und „Determination von oben“ gezogen. Da die Begriffe Hansen-Löves Formalismus-Darstellung entnommen sind, könnte man meinen, daß Speck seine Arbeit als Fortsetzung des Projektes Hansen-Löves sieht. Aber er hat – im Gegensatz zu Ehlers und Kujundžić – mehr Tadel als Lob für Hansen-Löve übrig. Bevor ich diese Haltung erläutere, versuche ich zu rekonstruieren, wie „Determination von unten“ und „Determination von oben“ im Ausgangstext figurieren.

Die Formulierungen befinden sich an einer für Speck entscheidenden Stelle, nämlich in der Begründung des Übergangs vom Frühformalismus (dem „paradigmatischen Reduktionsmodell“ bzw. „FI“) zum ‚reifen‘ Formalismus (dem „syntagmatischen Funktionsmodell“ bzw. „FII“). Im Vorgriff merke ich an, daß Speck diese Stelle in Hansen-Löves Argumentation besonders eindringlich problematisiert, und meint, hier eine heimliche Valorisierung der späteren Phase oder gar eine Teleologie zu finden, die auch in der jeweils axiologischen Färbung der Begriffe „Reduktion“ (als negativ) und „Funktion“ (als positiv) zum Ausdruck kommt. Hansen-Löves (1978a, 227-228) Argumentation ist wie folgt:

Am ehesten ließe sich die methodologische Entwicklung des FI zum FII als „konsequenter Sprung“ charakterisieren: konsequent, weil die methodologische Identität durchaus gewahrt bleibt, und „Sprung“, weil sich sowohl im theoretischen Aspekt als auch im wissenschaftlichen Objekt eine prinzipielle Determinationsverlagerung vollzieht. Wie gezeigt, hat

der FI sein Reduktionsmodell und damit sein wissenschaftliches Objekt verabsolutiert, es ging ihm um die deduktive Konstituierung der *literariness* als spezifisches Merkmal, das gerade jene Werke charakterisiert, wo es in entblößter Form präsentiert wird, d.h. alle anderen Merkmale des Werkes reduziert, deformiert, zum bloßen *material I* degradiert. Im FII verlagert sich der Schwerpunkt von der primären Präsentation konstitutiver paradigmatischer Akte und sekundär-konstruktiver Verfahren auf die syntagmatische Achse des Kunstwerkes, auf seine konkreten Kompositionsregeln, auf das System von Verfahren bzw. Funktionen. Auf dieser syntagmatischen Ebene der Analyse wird die im FI absolut gesetzte „Determination von unten“ (d.h. ausgehend vom Parallelismus- und Verschiebungsprinzip auf der Wortebene) durch die „Determination von oben“ (d.h. vom konstruktiven Prinzip der gesamten funktionalen Hierarchie des Werkes) relativiert und neu systematisiert. An die Stelle der dekontextierenden, paradigmatisierenden, zerlegenden Dynamik der „vertikalen Determination von unten“, die die künstlerische Präsentation in einen prinzipiellen Gegensatz zum pragmatischen, perspektivischen, kommunikativen Kontext stellt, tritt im FII die kontextierende Dynamik der syntagmatischen Funktionen, deren positiv definiertes Ordnungsprinzip zunächst die Struktur der konstruktiven Ebenen und sodann jede der kommunikativen Orientierung bestimmt. Während in der Präsentation des FI die paradigmatisierten Elemente additiv-parataktisch zu einer linearen Serie montiert werden (Montage I) und dabei ihre strukturelle Autonomie maximal wahren können, werden in der syntagmatischen Struktur die paradigmatisierten Elemente sowohl durch die Eigengesetzlichkeit der Aufeinanderfolge als auch durch das alle konstruktiven Ebenen durchdringende Prinzip der „Ganzheitlichkeit“ (*celosnost*) transformiert und umfunktioniert, d.h. vom jeweils geltenden Kontext ihres Auftretens deformiert... (Hervorhebung von mir)

Für Hansen-Löve ist die „Determinationsverlagerung“ mit einem Wechsel von der „Paradigmatik“ zur „Syntagmatik“ und von „Reduktion“ zur „Funktion“, aber auch von „Analytik“ zur „Synthetik“ verbunden. Es scheint – und dies sieht man seiner ähnlich angelegten Arbeit zum Symbolismus (1989) aber auch seinen Aufsätzen zur Avantgarde (1986; 1987; 1988) an –, daß ein solcher Übergang zur ‚Grammatik der Diachronie‘ einer bestimmten Erscheinung gehört, genau wie die Tendenz dritter Phasen zur ‚Pragmatik‘, sowie zur Einbeziehung bestimmter Elemente der ersten beiden Phasen. Unter „Determination“ hat man sich wohl so etwas wie den ‚Schwerpunkt des Bedeutungsaufbaus‘ vorzustellen, der sich sowohl bei theoretischen Positionen als auch bei Kunstwerken einer bestimmten Phase bemerkbar macht (vgl. die Parallelität der Entwicklung des Formalismus zur Evolution der Literatur der Avantgarde).

In seiner Lektüre von Hansen-Löves Buch erhebt Speck die beiden ‚Determinationsrichtungen‘ zum Leitgedanken der gesamten Arbeit Hansen-Löves. Auf dieser Basis übt er fundamentale Kritik an dem Ansatz: er unterstellt Hansen-Löve, daß er zwar von einer dritten Phase des Formalismus spreche, diese aber letztlich der zweiten Phase unterordne. Speck konstatiert in bezug auf die gerade

zitierte Stelle, daß es „eine solch kontrastierende Einführung [...] für den ‚FIII‘ nicht geben“ wird, und führt fort:

Ferner läßt sich in diesem Abschnitt beobachten, daß dem frühen Formalismus in den grundlegenden Fragen nicht nur der ‚FI‘, sondern ebenso der ‚FIII‘ gegenüberzustellen ist. So verwendet Hansen-Löve mehrmals die Notation ‚FII/FIII‘, um dann schließlich von der ‚methodologischen Evolution des FI zum FII/FIII‘<sup>2</sup> zu sprechen. Der Übergang vom ‚FII‘ zum ‚FIII‘ kann als Arbeitsteilung und als schleichender, darum zuweilen unbemerkter Perspektivwechsel angesehen werden. Dagegen bezeichnet Hansen-Löve die Transformation im ‚FI‘ zu ‚FII‘ als ‚konsequenten Sprung‘. (Speck 1997, 17-18)

Speck ist der Auffassung, daß eine unüberbrückbare Lücke zwischen der ‚Determination von unten‘ und der ‚Determination von oben‘ klafft. Eigentlich sollte man nicht von einer Lücke sprechen, denn ein bereits erwähntes programmatisches Wort besagt, daß ‚die Lücken, die es auszufüllen gilt, [...] nicht einfach gegeben‘ sind, sondern erst entstehen, ‚indem man postuliert, daß dort, wo nichts ist, etwas sein sollte.‘ Speck (a.a.O., 18-19) zitiert emphatisch des Šklovskijsche Diktum, das als Motto der ganzen Arbeit dienen könnte: ‚Die Einheitlichkeit des literarischen Werks ist wahrscheinlich ein Mythos.‘<sup>3</sup>

Dabei ist die ‚Determination von unten‘ für den frühen Formalismus ‚in umfassender Weise‘ charakteristisch (a.a.O., 26), und zwar auch hinsichtlich der Methodologie selbst: ‚Die Sprache bestimmt die Literatur; die Fakten bestimmen die Theorie; die Theorie bestimmt die Philosophie, bzw. die Poetik bestimmt die Ästhetik‘ (a.a.O., 27). Von noch größerer Bedeutung für Speck ist aber die Tatsache, daß die Existenz der beiden entgegengesetzten Determinationsrichtungen als ‚Literatur‘ die Einheit dieser Kategorie auf der Ebene der Genres zerstört. Diese Erkenntnis, die für Speck v.a. mit dem Namen Tynjanovs – also mit dem Anfang des Struktur- bzw. Systemdenkens – verbunden ist, ist deshalb so wichtig, weil sie bei Todorov am Ende des Strukturalismus wiederkehrt.

Spannt Kujundžić einen Bogen von Nietzsche zu Derrida und versucht, Tynjanov darin unterzubringen, und zwar ohne das Problem der Diskontinuität im ‚dazwischenliegenden‘ Strukturalismus überhaupt anzusprechen, so baut Speck eine Brücke zwischen den letzten frühen Formalisten und den ersten Spätstrukturalisten, die das ‚Licht‘ am Ende des strukturalistischen ‚Tunnels‘ sehen können. Er betont dadurch eben jenes ‚Dazwischen‘, das in Kujundžić‘ Darstellung eine Art zu vernachlässigenden ‚Mittelalters‘ zwischen Höhepunkten des valorisierten Nietzscheanismus (als ‚umgekehrter Renaissance‘) liegt. Es hat bei Speck die Funktion eines mythischen Alptraums, aus dem man in der Dekonstruktion aufgewacht ist. Die Unterschiede zwischen den beiden Positionen sind

<sup>2</sup> Hansen-Löve 1978, 232. An dieser Stelle spricht Hansen-Löve von der ‚Entwicklung des Funktionsbegriffs aus den Begriffen der *motivirovka* und der *ustanovka* des FI-Modells‘ als ausschlaggebendes Merkmal.

<sup>3</sup> Der Satz entstammt Šklovskijs Aufsatz ‚Ornamentale Prosa‘. Speck zitiert aus der von Fritz Mierau herausgegebenen Sammlung *Die Erweckung des Wortes. Essays der russischen Formalen Schule*, Leipzig 1991, 100.

eher im Bereich der Darstellungsstrategie als in den jeweiligen theoretischen Präferenzen angesiedelt. Dabei liegt Speck näher an jener Historiographie der Literaturgeschichte, die ich am Anfang dieses Textes angesprochen habe, bleibt aber weitgehend auf dem Territorium der textnahen Methodologiebeschreibung (Chiasmus, Determinationsrichtung, Nähe oder Ferne von der literaturwissenschaftlichen Hermeneutik usw.). Seine Arbeit weist einen höheren Reflexionsgrad als die von Ehlers. Kujundžić wiederum leistet die Arbeit der Aufdeckung nicht sofort evidenter philosophischer Orientierungen der Formalisten und Strukturalisten, wobei sein Ansatz eine erhebliche Akzentverschiebung im Vergleich zu Toman, dem die Kujundžić so teure Modernität eher suspekt ist, darstellt. So wie sich Kujundžić und Speck auf dem Feld des Poststrukturalismus – natürlich nicht ohne Widersprüche – ergänzen, so ergänzen sich alle vier Arbeiten, indem sie Mauern ‚innerhalb‘ der Konfiguration Formalismus-Strukturalismus-Dekonstruktion und an den ‚Außengrenzen‘ sichtbar machen, relativieren, problematisieren; teilweise werden Scheingrenzen abgebrochen, teilweise stellen sich scheinbar passierbare Grenzen als eigentlich unüberwindbar heraus.

Ich kehre nun zu Specks Brücke zwischen dem frühen Formalismus und der Dekonstruktion zurück, und zwar anhand des bereits angesprochenen Themas der ‚bedrohten Einheit‘ der Literatur, die an der Genrengrenze diagnostiziert wird. Kujundžić (a.a.O., 102) hatte von der „Monstrosität“ des Genres bei Tynjanov gesprochen, und konstatiert, daß das Genre sowohl ein Gesetz innerhalb der Literatur darstellt als auch dem „anderen“ der Literatur (Alltag, Leben, Gesellschaft) dient. Damit liege sie außerhalb von sich selbst und könne als ein „abgelehntes Gesetz“ (*aborted law*) betrachtet werden. Auch Speck hebt Tynjanovs Position als den Ort hervor, wo sich eine radikale Diskontinuität neben einer scheinbaren Kontinuität auftut. Es geht um „die gattungstheoretische Opposition von Vers- und Prosadichtung“ (a.a.O., 29), die für den Theoretiker Tynjanov die Differenz zwischen dem „poetischen Wort“ und der „Sujetdichtung“, zwischen „Unsinn“ und „Sinn“ darstellt. Damit prallen die beiden ‚Determinationsrichtungen‘ aufeinander, denn es geht darum, ob die „Semantik“ vom „Nichtsemantischen“ deformiert wird oder umgekehrt.

Speck betont die entscheidende Rolle des Rhythmus in der Theorie Tynjanovs, denn gerade dieses Moment bestimmt die Konturen der Gattungsgrenze. Er konstatiert aber auch, daß die ‚Determinationsrichtung‘ des Rhythmus keineswegs eindeutig sei, daß er – im Gegensatz zum reinen Klangaspekt – „bereits deutliche Spuren der Determination von oben“ (a.a.O., 30) aufweist, da er eine übergeordnete Ganzheitlichkeit vorausgesetzt. Andere Formalisten haben die Gattungsgrenze gerade hinsichtlich des Rhythmus anders gezogen: „Brik [...] sieht den Gegensatz von rhythmischer und semantischer Dominante, durch den Tynjanov die Gattungsdifferenz zwischen Poesie und Prosa bestimmt, bereits innerhalb der Verssprache am Werk“ (a.a.O., 31-32). Für Tynjanov wiederum wird „die Einheit des Textes [...] durch den Rhythmus und nicht wie in der Prosa durch die Bedeutung bestimmt“; für ihn ist die Bedeutungsebene „nicht der Ziel- und Angelpunkt der Konstruktion“ (a.a.O., 30). Nach Jahrzehnten der ‚Lotmanisierung‘ der Tynjanovschen Position kann man diesen Aspekt nicht oft genug betonen. Im Gegensatz zu Lotman denkt Tynjanov – auch hier eine These, die bei Kujundžić in ganz anderem, aber komplementären Zusammen-

hang (nämlich u.a. in der Zeitkonzeption selbst) eine wichtige Rolle spielt – in Diskontinuitäten.

Mit Todorovs v.a. im Schlüsseltext „La notion de la littérature“ formulierter Theorie wird für Speck (a.a.O., 83) „erstmalig von einem Vertreter formalistischer Theorie selbst das Scheitern der Vermittlung der in diesem Theorierahmen entwickelten Vers- und Prosatheorien behauptet“.

Trotz der unterschiedlichen Vorgehensweisen stellt Speck (a.a.O., 85) eine wichtige Gemeinsamkeit zwischen dem französischen Strukturalismus und der Semiotik fest, und zwar in der „Tendenz zur Auflösung der formalistischen Theorie durch ihre Ausweitung“, allerdings in Richtung einer „allgemeinen Kulturwissenschaft“ und nicht wie in der Semiotik in der Annäherung an „traditionelle Philologie und Literaturgeschichte“ (a.a.O.).

Gerade hier scheint mir eine Schwäche in der Argumentation Specks zu liegen, denn die „Ausweitung“ der formalistischen Theorie über das Literarische hinaus ist, wie mir scheint, eben eine ureigene Zielsetzung, ja geradezu die Definition der Dekonstruktion. Das Problem hier liegt im begrenzten Textkorpus Specks, und zwar sowohl was die französischen Strukturalisten als auch was die Poststrukturalisten angeht. Was letztere angeht, so wird Jacques Derrida zu Gunsten von Paul de Man fast vollkommen ausgeblendet. Der Strukturalismus seinerseits wird ebenfalls einer tendenziösen Selektion unterzogen, und zwar – ironischerweise – auf eine Art und Weise, die den Strukturalismus aufwertet, denn er wird als Übergangsformation zum Poststrukturalismus behandelt. Es ist v.a. Roland Barthes, dem bei Speck die Rolle des Vorboten des Poststrukturalismus zufällt (dazu gleich mehr). Die ganze Riege der strukturalistischen, in Frankreich arbeitenden Narratologen wie Claude Bremond, Algirdas Greimas usw., die das („von oben“) deterministische Proppsche Invariantenmodell lediglich leicht variieren, kommt gar nicht vor. Auch die klassische strukturelle Anthropologie Lévi-Strauss' erscheint lediglich am Rande. Nur die ‚guten‘ Vertreter der französischen Schule wie Genette, Todorov und Barthes treten auf den Plan.

Da Barthes „den Raum der Literatur gerade als Unentscheidbarkeit zwischen [...] Lektüren“ bestimmt, die radikal unvereinbar sind, ist die Entfernung zwischen seiner Position und derjenigen de Mans nicht sehr groß. Der Unterschied zwischen den beiden liegt darin, daß die beiden unvereinbaren Lektüren für de Man „eine Folge der Struktur (!) der Sprache“ sind, während Barthes sie als „Wirkung der Geschichte“ betrachtet. Hier geht Speck von Barthes' in *S/Z* aufgestellter Dichotomie zwischen dem „lesbaren“ und dem „schreibbaren“ Text aus.

Die zentrale Konfiguration, an der Speck die in seinem Titel angemahnte „Aktualität formalistischer Literaturtheorie“ festmachen will, ist die Achse Jakobson-de Man. Derjenige Jakobson, den Speck für seine Parallele in die Pflicht nimmt konstatiert, daß das Verfahren als einziger Held der Literaturgeschichte anzusehen ist.<sup>4</sup> Es geht also um den formalistischen Jakobson, und nicht das, was die Semiotiker Lotman und Mukařovský aus ihm gemacht haben. Wenn de Man zeigt, „daß die Einheit des Werks nicht zu begründen ist, da sie – außer als (täuschender) Effekt von Verfahren – nicht existiert“ so schreibt er

<sup>4</sup> Speck, a.a.O., 100 (er bezieht sich auf Jakobsons „Novejšaja ruskaja poézija“).

sich genauso wie Jakobson der „Determination von unten“ ein. Allgemeiner (hinsichtlich der Formalisten) ausgedrückt:

So wie die frühen Formalisten die Textgenese aus der Produktivität der Verfahren ableiteten und dabei mitunter ganze Texte oder gar Gesamtwerke aus der ‚Realisierung‘ der syntagmatischen, mimetischen und thematischen Erweiterung eines Wortspiels, einer Figur oder eines Tropus bestimmen, leitet de Man die Lyrik Rilkes aus dem Chiasmus ab, bestimmt die Ode durch die Apostrophe, die Autobiographie durch die Protopopöie, oder die Verführungskraft der Lyrik aus der Möglichkeit des Anthropomorphismus. (a.a.O., 100-101)

Mit dem frühen Formalismus verbindet de Man außerdem „die Bevorzugung des Weges gegenüber dem Ziel, des Prozesses gegenüber dem Ergebnis, der Dynamik gegenüber der Statik“ (a.a.O., 102).

In diesem Sinne analysiert Speck das, was er als „de Mans Verhältnis zu Jakobson“ bezeichnet; im Kern dieses „Verhältnisses zu Jakobson“ – wie auch in dem zu Lacan und Derrida (diesen Aspekt lasse ich hier weg) – vermutet Speck bei de Man eine gewisse „anxiety of influence“ (H. Bloom). Diese „Einflußangst“ ist in bezug auf Jakobson deshalb besonders ausgeprägt, da dieser laut Speck als de Mans eigentlicher „precursor“, sein wahrer „Vorgänger“, zu betrachten sei. Denn Jakobsons „Beitrag zur Literaturwissenschaft“ besteht trotz aller späterer strukturalistischer und semiotischer Allüren im „Offenhalten der Position der Determination von unten“ (a.a.O., 104). Speck meint, drei prinzipiell verschiedene Einstellungen Jakobsons zur Beziehung zwischen Laut und Bedeutung in dessen Werken belegen zu können, nämlich die Annahme der Form als Voraussetzung der Bedeutung, den „Kratylismus“ (d.h. den ‚lautsymbolistischen‘ Glauben an eine tatsächliche Motiviertheit vgl. dazu weiter unten) aber auch – und gerade dies macht ihn auch unter den frühen Formalisten zum wahren „Vorläufer“ de Mans – das, was er in Anlehnung an Paul Valéry als das „Zaudern zwischen Laut und Bedeutung“ (a.a.O., 108-109) bezeichnet. Exakt dies betrachtet Speck als den eigentlichen Clou der Jakobsonschen „poetischen Funktion“ und die tiefere Bedeutung der berühmten Arbeit „Linguistik und Poetik“ (er spielt also den frühen Jakobson nicht gegen den späten aus, sondern findet analoge Positionen im Gesamtwerk des ‚ewigen Formalisten‘), insbesondere deren „closing statement“. Specks (a.a.O., 110) Fazit: „In letzter Instanz hat die ‚Projektion des Äquivalenzprinzips auf die Sequenz‘ die Unentscheidbarkeit des Signifikanten zur Folge, indem sie ‚in der Dichtung jedes sprachliche Element in eine Figur dichterischen Sprechens verwandelt‘, wie Jakobson auf der letzten Seite von ‚Linguistik und Poetik‘ feststellt.“ Jakobson ist damit der eigentliche Erfinder von de Mans Unentscheidbarkeit, und zwar auch und v.a. im Sinne einer Reaktualisierung der Rhetorik.<sup>5</sup>

<sup>5</sup> An dieser Frage nach dem Formalismus und de Man im Hinblick auf die Rhetorik ist Bettina Stix (1997), deren Buch *Rhetorische Aufmerksamkeit. Formalistische und strukturalistische Vorgaben in Paul de Mans Methode der Literaturwissenschaft* im gleichen Jahr und im gleichen Verlag wie das von Speck erschienen ist, interessiert (den Hinweis auf dieses Buch hat mir dankenswerterweise Barbara Wurm gegeben). Stix geht davon aus, daß „Der Formalismus [...] mit der neuen Rhetorik in einem verwandtschaftlichen Verhältnis“ steht. Sie spitzt diese

Im Geiste dieser Auffassung Jakobsons bzw. des „Verhältnisses“ de Mans zu Jakobson liest Speck die Stellen, an denen de Man explizit über Jakobson schreibt. In „The Rhetoric of Blindness“ und „Semiology and Rhetoric“ hebt de Man Jakobson als einen Strukturalisten hervor, der die positiven Aspekte dieser Ausrichtung verkörpert. So stellt er in der zweitgenannten Arbeit fest, daß Barthes, Genette, Todorov, Greimas und ihre Schüler „hinter Jakobson zurtückfallen, wenn sie Grammatik und Rhetorik in vollkommener Harmonie miteinander funktionieren lassen und von grammatischen zu rhetorischen Strukturen mühelos und ohne Unterbrechung übergehen“ (Speck stellt diese Diagnose in Frage, will aber hier v.a. die Einstellung de Mans dokumentieren). An anderen Stellen kritisiert de Man Jakobson, und zwar v.a. in „Roland Barthes and the Limits of Structuralism“ (1972). Hier gibt er Jakobson zwar Recht, wenn dieser den „autotelischen, selbstreferentiellen Aspekt der Literatur“ hervorhebt, bemängelt aber zugleich, daß Jakobson – im Gegensatz zu Barthes – die Referentialität damit vollständig ausklammert, und damit die „referentielle Suggestivität“ nicht wahrnimmt. Doch auch hier ist de Mans Darstellung ambivalent: „diese scheinbare Kritik an Jakobson wendet sich von einem Satz zum anderen in Affirmation“ (a.a.O., 113). Dieses Schwanken legt Speck als einen zwiespältigen Umgang de Mans mit seinem ‚theoretischen Vater‘ aus. Damit wird Jakobson – zumindest derjenige, der einer prinzipiellen Unentscheidbarkeit zwischen Verfahren und Bedeutung das Wort redet – zum eigentlichen Urheber der Dekonstruktion, zumindest in der de Manschen Variante.

Doch stellt sich hier die Frage, inwieweit die Jakobsonrezeption in Frankreich auch für andere Varianten von Dekonstruktion und Poststrukturalismus – auch für Derrida – konstitutiv ist. Die Beantwortung dieser Frage ist ein dringendes Desideratum der Forschung.

In seinen abschließenden Bemerkungen geht Speck u.a. auf das Motto von de Mans *Allegories of Reading* ein, nämlich folgendes Pascal-Zitat: „Quand on lit trop vite ou trop doucement on n'entend rien“. Kein Wunder, daß Speck dieses Motto im Sinne seiner Historiographie der de Manschen Unentscheidbarkeit liest. Speck plädiert für eine wortwörtliche (oder eben unentscheidbare) Auffas-

---

These zugleich zu: „Man könnte fast sagen, de Man habe versucht, den Formalismus an bestimmten Stellen zu ergänzen. Viele Probleme, die der Formalismus aufgegriffen hat, aber deren Komplexität er nur andeutend behandeln konnte [...] erlangen durch de Man, – in rhetorische Theorie gekleidet – versöhnende Erklärungen. Gerade der Vergleich mit den Formalisten soll zeigen, daß die Rhetorik de Mans nicht in erster Linie *destruktive*, sondern vielmehr *konstruktive* Perspektiven für die Literaturwissenschaft bereithält.“ (a.a.O., 65) An dieser Stelle nimmt Stix auf Specks Arbeit, die sie in der Dissertationsfassung gelesen hat, Bezug, und konstatiert, Speck würde „in der Dekonstruktion sogar regelrecht die Fortsetzung der frühformalistischen Theorie“ (a.a.O., Anm. 5) sehen. Durch diese Bemerkung wird deutlich, daß Stix in den „konstruktiven“ „Ergänzungen“ des Formalismus durch die Dekonstruktion keine „Fortsetzung“ sehen möchte. Unabhängig davon, wie sie es mit der ‚Fortsetzung‘ hält, so scheint Stix die weiterführende, an Hansen-Löve anschließende Pointe der Arbeit Specks zu verkennen, wenn sie direkt auf der nächsten Seite in Bezug auf Hansen-Löves Aufbereitung des Formalismus ausführt, daß eine „Trennung der einzelnen Entwicklungsstufen [...] in diesem Vergleich mit de Man nicht vonnöten“ sei. Da der Name Lotman in Stix' Arbeit ein einziges Mal fällt, und zwar beiläufig in einem Zitat, und weder Bachtin noch Mukařovský auch nur einmal erwähnt werden, ist es deutlich, daß sich Stix auf den theoriegeschichtlichen Ansatz Specks nicht erst einlassen möchte, auch wenn sie korrekterweise im Hinblick auf Speck von „frühformalistischer Theorie“ spricht.

sung des „rien“ und des „entendre“ im Zitat: Beim Lesen soll man weder (hermeneutisch) verstehen (das wäre die übertragene Bedeutung von *entendre*) noch (phonozentrisch) eine Stimme hören (die wortwörtliche Bedeutung). Das „n'entendre rien“ ist nicht negativ, sondern positiv gemeint – zumindest für de Man in Specks Lektüre: „Der Fokus bildet hier also nicht mehr die Begrenztheit des Verstehens durch ein Nichtverstehen, sondern die Begrenztheit des Verstehens selbst“ (a.a.O., 112).<sup>6</sup>

Diese Begrenztheit führt Speck auf die unüberbrückbare Disjunktion zwischen „Determination von unten“ und „Determination von oben“ zurück. Diese Disjunktion kann auch nicht durch das Hin-und-her-Springen zwischen Teil und Ganzem nach dem Muster des hermeneutischen Zirkels aufgehoben werden. Das Bewußtsein der Disjunktion ist die wichtigste Voraussetzung der richtigen Lektüre. Diesen Aspekt formuliert Bettine Menke (1995: 127–128) wie folgt:

Es geht [...] nicht darum, daß alles auch figurativ gelesen werden kann, (darüber scheinen wir uns bei literarischen Texten sowieso einig zu sein), sondern um den gegenseitigen *Einspruch* von wörtlichem und figurativem Lesen. Gemeint ist auch nicht (bloß), daß etwas nach verschiedenen Leseweisen dies und auch noch jenes bedeuten kann, also *nicht* einfach Polysemie, die hermeneutisch zu integrieren wäre,<sup>7</sup> sondern eine Unentscheidbarkeit von Leseweisen, die sich *widersprechen* und *aufeinander angewiesen* sind. Infragegestellt ist die Entscheidbarkeit über den „referentiellen Modus des Textes“, ohne daß diese Entscheidung je hintergangen werden könnte, weil die Referentialisierung [...] im Verstehen und das Verstehen nicht ausgeschlossen werden können. „Unentscheidbarkeit“ heißt: *daß wir entscheiden müssen* über Bedeutungsmodi, daß wir es aber, *indem wir entscheiden, zugleich nicht können*, weil die Lektüre, wo sie entscheidet, stets in Anspruch nehmen muß, was sie ausschließt.

Wenn de Man – wie übrigens die frühen Formalisten – die „Determination von unten“ stärker betont, so ist dies nicht aufgrund einer prinzipiellen Hierarchie oder Privilegierung, sondern lediglich eine strategische Entscheidung angesichts der damaligen geradezu universellen Valorisierung der „Determination von oben“ und zwar seitens sowohl der Hermeneuten als auch der Strukturalisten und Semiotiker.

Dieses Argument ist nicht nur deshalb wichtig, weil es – ähnlich wie die These von der „anxiety of influence“ – die pragmatische Komponente<sup>8</sup> der de Manschen Position einbezieht, sondern v.a. deswegen, weil es die spezifischen Konturen der „Unentscheidbarkeit“ bei de Man, aber auch deren Gemeinsamkeit mit dem ebenfalls ‚strategisch‘ vorgehenden frühen Formalisten verdeutlicht. Letzteres Moment bedarf keiner weiteren Argumentation. Was die Konturen der

<sup>6</sup> Zu Pascal und de Man vgl. auch Koch 1996.

<sup>7</sup> Hier bezieht sich Menke auf das Kapitel „Allegorie (Julie)“ in *Allegories of Reading* und außerdem auf Hamacher 1988, 7f.

<sup>8</sup> Die pragmatische Komponente muß nicht auf eine politisch-denunziatorische ‚Bewältigung‘ einer etwaigen totalitären Vergangenheit hinauslaufen und darf sich jedenfalls nicht darauf beschränken. Diese Kritik kann z.T. auf Tomans Behandlung Jakobsons im ‚Schatten‘ des Totalitären der 20er und 30er Jahre bezogen werden.

„Unentscheidbarkeit“ angeht, so sind diese eben in der besonderen Auffassung der Rhetorik zu sehen. Ich zitiere in diesem Zusammenhang wieder Bettine Menke (a.a.O., 129-130), diesmal zu zwei Aspekten „Negationskraft der Dekonstruktion“ (dies eine Formulierung aus den de Manschen *Allegorien des Lesens*) und ihrer Verbindung zur Rhetorik, die sie mit „Unentscheidbarkeit“ und daher auch mit „Unlesbarkeit“ gleichsetzt:

1. Nicht die Literatur wird durch deren Wissenschaft dekonstruiert, weil der Text nicht „einfach auf jene mystifikatorische Behauptung (der Überlegenheit der Metapher über die Metonymie)“ hinaus läuft, „die durch unsere Lektüre dekonstruiert wird“. „Diese Lektüre ist insofern nicht ‚unserer‘ Lektüre,“ als sie nur anführt, was der Text selber tut: „selber darbietet.“ „Ein literarischer Text behauptet und verneint zugleich die Autorität seiner eigenen rhetorischen Form“ [alle Zitate: *Allegorien des Lesens*]; sein Paradigma ist der Zusammenhang von einer Figur und ihrer Defiguration.
2. Das Lesen endet nicht mit der ‚Einsicht‘ in eine Täuschung oder Mystifikation, die der theoretische Diskurs als die endgültige Form seiner Wahrheit bejaht. Einzusehen wäre vielmehr die „Furchung“, die aporetische Spannung selbst, die Rhetorik oder Literatur heißt. Stets exponieren de Mans Lektüren an den von ihnen gelesenen Texten eine Wendung, die einer ‚negativen Einsicht‘ als dem angeblich erreichten Stand der Dekonstruktion eliminiert zu sein schien. Solche Refigurationen [...] machen es „unmöglich“, auf die einfache Frage nach der rhetorischen Form eines Textes „eine Antwort zu geben“. Rhetorik ist der Name für diese Unentscheidbarkeit, die das Lesen defiguriert.

Specks Auffassung von Rhetorik und Unentscheidbarkeit ist im großen Ganzen analog, aber weniger explizit. Deshalb kann man sagen: Der explizite Held seiner Darstellung ist de Man, die geheime Heldin ist aber die Rhetorik.<sup>9</sup> Denn

<sup>9</sup> Bei Bettina Stix ist die Rhetorik keine heimliche Heldin, sondern steht mitten auf der Bühne und spielt die Hauptrolle. Es stellt sich hier die Frage, wo denn der Unterschied zwischen den beiden Positionen liegt. Angesichts der bereits unterstrichenen Tatsache (vgl. Anm. 5), daß sich Stix für Fragen der Diachronie bzw. der verschiedenen Phasen der formalistischen Theorie wenig interessiert, wäre es naheliegend, auch in bezug auf die Rhetorik die Differenz hier zu sehen. Während Stix die Geschichte von Formalismus, Strukturalismus und (wie bei Speck v.a. de Mans) Dekonstruktion als eine mehr oder weniger kontinuierliche Aufarbeitung (sie spricht ja von „formalistischen und strukturalistischen Vorgaben“) der Rhetorik in der Literaturtheorie des 20. Jahrhunderts betrachten will, befaßt sich Speck mit der Denkfigur der Diskontinuität als gemeinsamem Nenner zweier zeitlich getrennter Formationen und dem Skandalon der dazwischenliegenden ‚theoretischen Zeit‘. Daß Speck dabei – gewissermaßen automatisch durch die Beschäftigung mit de Man – die Verbindungslinien zwischen Rhetoriken beschreibt, ohne dies plakativ auszusprechen, ist durch die simple Tatsache gegeben, daß er die Renaissance der Rhetorik bei de Man nicht *expressis verbis* auf die frühe Zeit rückprojiziert, sondern zunächst einmal die Denkfiguren herausarbeitet, die er bei den beiden Positionen vorfindet. In diesem Sinne kann man feststellen, daß sich die beiden Positionen gut ergänzen. Gleichzeitig muß man konstatieren, daß keine(r) der beiden ForscherInnen – trotz apologetisch-affirmativer Umschreibungen für „das neue Bild der Rhetorik“ wie „Zauberfee statt Gouvernante“ (Stix) – eine fundierte bzw. eine über die üblichen Clichés (etwa von dem Untergang der Rhetorik im 18. Jh. und deren Auferstehung im 20. Jh.) hinausgehende Analyse der Bedingungen einer Rhetorik des 20. Jahrhunderts bietet.

ihre „Wiederentdeckung“ ist der wichtigste gemeinsame Nenner des Frühformalismus und der (de Manschen) Dekonstruktion. Aus dieser Sicht wäre es vielleicht zutreffender gewesen, die Arbeit „Von Jakobson zu de Man“ und nicht *Von Šklovskij zu de Man* zu nennen, denn Šklovskij kann nur bedingt mit Rhetorik in Verbindung gebracht werden.

Nun möchte ich mich in jenen ‚semiotischen Abgrund‘ begeben, als welchen Speck das Wirken Mukařovskýs und Lotmans betrachtet, um Specks Diagnose des Gegenmodells – sein wichtigstes Nebenargument – darzustellen. Damit habe ich Anfang und Ende der Speckschen Arbeit zusammengezogen. Nun will ich den Mittelteil nachliefern. Ich verfare so, um Haupt- und Nebenargument deutlich voneinander zu trennen und jeweils zu akzentuieren. Außerdem präsentiere ich dadurch das ‚happy end‘ (in) der Semiotik – allerdings als ein etwas weniger glückliches Ende, als die Semiotiker dies vermutlich wünschen würden – tatsächlich zum Schluß.

Die tschechisch-sowjetischen Parteigänger der ‚Determination von oben‘ vollbringen ein Kunststück, nämlich die ‚Vermittlung‘ jener Determinationsrichtungen, deren Diskontinuität im Mittelpunkt der Speckschen Darstellung steht. Es handelt sich hier nach Speck um einen reinen Glaubens- bzw. Willensakt. Man könnte auch von einem ideologisch motivierten Schritt sprechen.

Die Basis der Einheit von Prager Strukturalismus und sowjetischer Semiotik, von Mukařovský und Lotman, liegt in der ‚Auffassung vom Werk als Weltmodell‘ (a.a.O., 46). Bei Mukařovský kann eine solche Vorstellung zustande kommen, da er aufgrund einer bloßen Setzung die ‚Vermittlung von Sprache und Thema‘ (a.a.O., 36) postuliert. Speck zitiert auch eine Stelle bei Mukařovský, in der ‚die Verwandtschaft des Bedeutungsaufbaus des Satzes mit dem Aufbau der höheren Bedeutungseinheiten, ja sogar des gesamten Textes‘ – d.h. das *quod erat demonstrandum* der Semiotik-Diagnose Specks – als ‚Arbeitsvoraussetzung‘ offen dargelegt wird (a.a.O., 37; zitiert wird aus Mukařovskýs ‚Über die Dichtersprache‘ aus dem Jahr 1940). Lotman geht einen anderen Weg. Bei ihm spielt die ‚Trennung des Sprachbegriffs von der Sprache‘ (a.a.O., 38), d.h. die Annahme des ‚Sprachcharakters‘ aller Kunst im Sinne der ‚sekundär modellbildenden Systeme‘ und der Literatur als ‚Zweisprachigkeit‘ (a.a.O., 38), die entscheidende Rolle. Lotmans Weg wird zwar etwas besser, aber auch nicht erschöpfend begründet. Deshalb läßt Speck grundsätzlich bei seiner Darstellung folgendes Prinzip walten:

...es [kann] hier nicht um eine Darstellung der (expliziten) Ästhetik des Prager Strukturalismus gehen, sondern Mukařovskýs Position wird vorausgesetzt, um sie auf das hin zu untersuchen, was in ihr ungesagt bleibt. Ähnliches gilt für Lotman [...] Lotman vermeidet zwar den Begriff der Ästhetik, kann aber Mukařovskýs Position stillschweigend voraussetzen, was er im Vorwort der deutschen Ausgabe seines [...] Buchs ‚Die Struktur des künstlerischen Textes‘ deutlich macht, indem er die ‚wichtige Rolle‘ Mukařovskýs (neben anderen) hervorhebt.

---

Beide Arbeiten liefern lediglich implizite und/oder explizite Bausteine zu einer solchen Analyse.

Somit wird Mukařovský zur Schlüsselfigur bei der endgültigen Überführung des Formalismus in Strukturalismus und damit zum Totengräber alles spezifisch Formalistischen – im Gegensatz zu Gestalten wie Tynjanov und Jakobson, die den Formalismus gewissermaßen einfrieren, ohne ihn in eiskalten Strukturen völlig erfrieren zu lassen. Speck (a.a.O., 24) konstatiert ja, daß es für das „Modell des systematischen Formalismus“ entscheidend sei, „daß die oberste Ebene immer noch eine Verfahrensebene ist: die Dominante (und eben kein hermeneutischer Sinn)“. Trotz – oder eben gerade wegen – aller Versuche der parahermeneutischen Semiotik und Kultursemiotik zu behaupten, es wäre im Formalismus immer schon um die Frage der individuellen und kollektiven ‚Weltmodellierung‘ gegangen, ist es von großer Wichtigkeit, den entscheidenden Charakter des Mukařovskýschen Übergangs zu betonen.

Die wichtigsten Thesen bzw. Positionen, die Mukařovský einen solch verhängnisvollen Schritt ermöglichen sind verschieden, können daher unter dem Begriff der Re-Anthropologisierung und Re-Hermeneutisierung des formalistischen (und strukturalistischen) Vorstoßes zusammengefaßt werden. Darin, so Speck (a.a.O., 49), liegt der „Übergang vom (linguistisch orientierten) Strukturalismus zur (humanwissenschaftlich orientierten) Semiotik.“ Denn immer und überall hinter den für Mukařovský charakteristischen Ansätzen findet man das ‚schöpferische Individuum‘, das ‚schreibende Subjekt‘, oder bestenfalls das ‚humane Wesen des Menschen‘, also lauter Werte des ‚Humanismus‘ des 18. und 19. Jahrhunderts (diese Eigenschaft der Position Mukařovskýs kommt bei Toman nicht vor, was schade ist, denn es wäre interessant, zu sehen, wie er sie mit der ‚kollektiven‘ Ausrichtung des Strukturalismus in Theorie und Praxis, sowie mit der – in Verbindung mit Toman bereits angesprochenen – Kollaboration Mukařovskýs mit dem Stalinismus verbindet<sup>10</sup>).

Nirgendwo wird dies deutlicher – ironischerweise – als bei der „ästhetischen Funktion“ (und damit der Mukařovskýschen Version der Funktionslehre insgesamt): Dadurch, daß Mukařovský der „ästhetischen Funktion“ einen Sonderstatus einräumt und „allen anderen Funktionen entgegengesetzt“ (Speck 1997: 49) bzw. davon ausgeht, daß diese Funktion die anderen „außer Kraft [setzt] bzw. einklammert“, wird sie zu einer anthropologischen Kategorie, die eine „Annäherung an das humane Wesen des Menschen“ (ein Zitat aus Mukařovskýs „Probleme des Individuums in der Kunst“ [1946-1947]) bewerkstelligt. Daß sie auch die Aufmerksamkeit auf das Zeichen lenkt und die Sprache erneuert, sagt lediglich aus, daß sie das darstellt, was Mukařovský aus der Kategorie der Verfremdung gemacht hat (nämlich ihr die Spitze, die Pointe und damit auch ihren Witz zu nehmen durch die Institutionalisierung als „Funktion“). Wesentlich und spezifisch an Mukařovskýs Position ist die ästhetische Funktion als „Art und Ziel des Verhaltens des Menschen zur Wirklichkeit“ (hier zitiert Speck [a.a.O., 49-50] aus den *Kapiteln aus der Ästhetik*). Damit sind Tor und Tür für jene ‚weltmodellierende‘ Semiotik bzw. Kultursemiotik geöffnet, die u.a. von Lot-

<sup>10</sup> Was letzteren Umstand angeht, so ist die Antwort auf die Frage trivial weil wohlbekannt: Die Betonung der ‚Massen‘ und des ‚Kollektivs‘ im Stalinismus hat die – allerdings oft in ‚Arbeitskollektiven schreibenden – offiziellen Literaturwissenschaftler in dessen Herrschaftsreich nie daran gehindert, eine biographistische, ‚Vulgärhermeneutik‘ zu betreiben. Die Frage nach dem Stellenwert von Mukařovskýs Hermeneutisierung des Strukturalismus ist freilich deutlich komplexer.

man betrieben wird. Für Speck handelt es sich hier um eine Mogelpackung. Denn exakt an dieser Stelle werden die unvereinbare „Determination von unten“ und die „Determination von oben“ notdürftig zusammengeflickt. Specks Argumentation: „Bei Mukařovský und Lotman werde ich anhand des Kategorienpaars Verfahren und Bedeutung verfolgen und darlegen, wie die Auffassung des Werks als Bedeutungsstruktur (und Bedeutungsstruktur als Weltmodell) als Versuch der Synthese der antagonistischen Tendenzen scheitern muß.“ (a.a.O., 53-54).

Die verhängnisvolle Überführung von Struktur in Funktion(szusammenhang) wird von Speck (a.a.O., 55) anhand der Differenz zwischen Tynjanov und Mukařovský wie folgt erläutert: „Aus Tynjanovs Beobachtung, daß alle Verfahren semantische Effekte haben, wird bei Mukařovský das Postulat, daß sie stets nur wegen dieser da sind: die Struktur ist immer Bedeutungsstruktur“. Die Konsequenzen des daraus hervorgehenden „Vorrang[s] der Semantik“ (a.a.O.), der von Lotman vorbehaltlos übernommen wird, zeigen, daß mit dieser Annahme – und nicht mit der Übersetzung des Verfahrensemblems in ein Verfahrenssystem – der Rubikon der universellen (Kultur-)Semiotisierung überschritten ist. Das Stichwort hier ist „die ‚Aufhebung‘ der Form in der Bedeutung“. Dieses wiederum führt zur Annahme eines „irreduzible[n] nichtbegriffliche[n] Element[s]“, das aber nicht mit dem ‚sinnlosen‘ Zeichenmaterial, sondern schlicht und einfach mit dem Urhebersubjekt assoziiert wird. Mukařovskýs „Fluchtpunkt aller Bedeutung im Werk“ ist eine Flucht nach vorne, die in der Erfindung der „semantischen Geste“ gipfelt, zu der Speck meint, sie wäre ein Anzeichen dafür, daß Mukařovský „der Macht der Personifikation erlegen“ sei (a.a.O., 56).

Somit kommt Speck zur wichtigsten These zur Semiotik Mukařovskýs und der Semiotik überhaupt, nämlich daß sie das voraussetzt,

was man mit Genette als Kratylysmus,<sup>11</sup> mit Todorov als romantische Ästhetik<sup>12</sup> und mit de Man<sup>13</sup> als ästhetische Ideologie bezeichnen kann: die Vorstellung, daß man den Bruch in der Struktur der Sprache, des Zeichens, der Literatur überwinden könne, daß sich die ‚Disjunktion‘ von Signifikant und Signifikat, Determination von unten und Determination von oben, Poesie und Prosa, athematischer und thematischer Bedeutung, in der (wenn nicht gar durch die) Literatur versöhnen lasse. (a.a.O., 61).

Mukařovský ist der Autor und Ingenieur des *happy end* (in) der Semiotik. Und Lotman folgt ihm in dessen Grundvoraussetzung, nämlich daß „das Werk stets ein Modell der wirklichen Welt“ (a.a.O., 63) sei. Auch wenn Lotman von Mukařovský darin abzuweichen scheint, daß er auch die Erfindung einer anderen Welt mittels des „künstlerischen Modells“ zuläßt, bleiben die Fundamente dieselben:

Wesentlich ist [...] nicht, daß Lotman das künstlerische Weltmodell sowohl als Konstruktion der Wirklichkeit, als auch als Konstruktion einer künstlerischen Welt bestimmt, sondern daß er – wie Mukařovský – die

<sup>11</sup> Genette 1972.

<sup>12</sup> Todorov 1977.

<sup>13</sup> Er bezieht sich auf den Kleist-Aufsatz in de Man 1984.

Wirklichkeit als Horizont der Kunst (und des Werks) ansieht, und zwar deshalb, weil er Kunst als Erkenntnis bestimmt. (a.a.O., 64)

Verwerflich ist das nicht. Bloß muß man sich dabei vergegenwärtigen, welche wesentliche literarische Erscheinungen und Verfahren ausgeblendet werden müssen, damit dieser totalisierende epistemologisch-anthropologische Optimismus seine Plausibilität aufrechterhalten kann. Es könnte sich beim Ausgeblendeten um das Wesen der Literatur selbst handeln.

## Schlußwort

Die Bemühung, die unterschiedlichen historiographischen und geschichtsphilosophischen Stile als Bestandteile einer einzigen Denktradition einander zuzuordnen, bewog mich dazu, den zugrundeliegenden Bewußtseinsstand zu ermitteln, auf dem der Forscher die Begriffsstrategien zur Erklärung oder Darstellung der Daten auswählt. Dort nämlich vollzieht der Historiker einen wesentlich poetischen Akt, der das historische Feld präfiguriert und den Bereich konstituiert, in dem er die besonderen Theorien entwickelt, die zeigen sollen, „was wirklich geschehen ist.“<sup>14</sup>

Jeder Historiker schreibt Geschichten, *stories*. Auch Stefan Speck narrativisiert die Theoriegeschichte. Und der Versuchung, diese Geschichte einem *happy end* in Form der Dekonstruktion (de Mans) entgegenzutreiben, kann er nicht immer widerstehen. Aber auch hier gibt es eine Pointe im Stile de Mans, denn narrativisierende (Denk)Figuren gehören nun einmal zur Textsorte der Geschichtsschreibung. Es bleibt aber jedem Autor offen, diese Figuren, auf die er nicht verzichten kann, zumindest ein Stück weit erkenntlich zu machen, d.h. zu verfremden.<sup>15</sup>

Damit ist die zentrale Figur der Formalismusbeschreibung Hansen-Löves wieder im Raum. Zu ihr möchte ich Specks Arbeit abschließend noch einmal in Verbindung setzen. Speck scheint nämlich die Reichweite der offensichtlichsten These der Studie Hansen-Löves, nämlich der im Titel genannten Ableitung des Formalismus aus dem Prinzip der Verfremdung (Ehlers hat, wie ich weiter oben betont habe, dieses Moment nicht übersehen, hat aber das Gewicht der Ableitung nach Möglichkeit vermindert) zu unterschätzen. Damit verkennt er die implizite Rolle der Unentscheidbarkeit (V-Kunst arbeitet zwangsläufig immer mit und in der Unentscheidbarkeit), die sich in der von Hansen-Löve übernommenen Vorstellung der „Determination von unten“ verbirgt. Und er verliert damit die Tatsache aus den Augen, daß Hansen-Löve mit diesem Ableitungsvorgang den Formalismus auf ein Prinzip zurückführt, das in gewisser Hinsicht umfas-

<sup>14</sup> White 1991, 10-11. Der deutsche Übersetzer dieses Buches bescheinigt Hayden White „einen formalistischen Ansatz“ und eine „Anlehnung an die Terminologie der russischen Formalisten“ (a.a.O., 10).

<sup>15</sup> White liefert ein gutes Beispiel für eine solche Vorgehensweise, wenn er beispielsweise folgendes schreibt: „Dem Leser wird wohl nicht entgehen, daß dieses Buch selbst einer ironischen Schreibweise verpflichtet ist, aber die Ironie, die es beseelt, ist eine absichtsvolle und bezeichnet deshalb eine Wendung des ironischen Bewußtseins gegen die Ironie.“ (a.a.O., 13)

sender als die de Man'sche Unentscheidbarkeit ist, denn sie erfaßt nicht nur die Semantik, sondern auch die Pragmatik des Werkes.

Speck ist stärker von Hansen-Löve inspiriert als er angibt, wenn auch die teleologischen Züge, die er in Hansen-Löves Studie aufdeckt, nicht von der Hand zu weisen sind.

Fazit: wir können uns durch eine aufmerksame Lektüre dieser Texte – und auch der Formalismusstudie Hansen-Löves, die in einem bisher nur teilweise (an)erkannten Ausmaß die systematische Beschäftigung mit dem Thema überhaupt erst ermöglicht hat – klar machen, in wessen Namen und als Bestandteil welcher ‚Abläufe‘ wir als Literaturwissenschaftler sprechen. Mit anderen Worten können wir uns auf dieser Basis aufrichtig und sachgerecht auf das Erbe besinnen, das jede wissenschaftlich-theoretische Beschäftigung mit der Literatur am Ende dies 20. Jahrhunderts n.Chr. bewußt oder unbewußt angetreten hat.

Berlin, Dezember 1997 – München, März 2000

### Literatur

de Man, P. 1984. *Allegories of Reading*, New York.

Genette, G. 1972. „Les avatars du cratylisme“, *Poétique* 3.

Hamacher, W. 1988. „Unlesbarkeit“. Vorwort zu de Man, Frankfurt a.M.

Hansen-Löve, A.A. 1978. *Der russische Formalismus. Methodologische Rekonstruktion seiner Entwicklung aus dem Prinzip der Verfremdung*, Wien.

Hansen-Löve, A.A. 1986. „Der Welt-Schädel‘ in der Mythopoesie V. Chlebnikovs“, W.G. Weststejn (Hrsg.), *Velimir Chlebnikov (1885-1922)*, Amsterdam, 129-186.

Hansen-Löve, A.A. 1987. „Velimir Chlebnikovs poetischer Kannibalismus“, *Poetica* 19, H. 1-2, 88-133.

Hansen-Löve, A.A. 1988. „Velimir Chlebnikovs Onomatopoetik. Name und Anagramm“, R. Lachmann u. I. Smirnov (Hrsg.), *WSA*, 20, Wien, 132-224.

Hansen-Löve, A.A. 1989. *Der russische Symbolismus. System und Entfaltung der poetischen Motive. I. Band: Diabolischer Symbolismus*, Wien.

Koch, E. 1996. „Pascal/De Man: Rhetoric, Reading, and Raison des effets“, *Revue des Litteratures Française et Comparée*, 6, 49-61.

Menke, B. 1995. „Dekonstruktion. Lesen, Schrift, Figur, Performanz“, M. Pechlivanos, S. Rieger u.a. (Hrsg.), *Einführung in die Literaturwissenschaft*, Stuttgart/Weimar, 116-137.

Stix, B. 1997. *Rhetorische Aufmerksamkeit. Formalistische und strukturalistische Vorgaben in Paul de Mans Methode der Literaturwissenschaft*, München.

Todorov, T. 1977. „La crise romantique“, ders.: *Théories du symbole*, Paris.

White, H. 1991. *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt a.M.